

THIERRY LENTZ

1815

Der Wiener Kongress  
und die Neugründung Europas



Siedler

THIERRY LENTZ

**1815**



THIERRY LENTZ

**1815**

*Der Wiener Kongress  
und die Neugründung Europas*

Aus dem Französischen von Frank Sievers

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Le congrès de Vienne. Une refondation de l'Europe 1814 – 1815*  
bei Perrin, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Erste Auflage  
August 2014

Copyright © 2013 by Perrin, Paris  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg  
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin  
Karten: Peter Palm, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-8275-0027-4

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)

## *Inhalt*

Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
Prolog: Nach vollendetem Sieg	13
I. Wien, Gastgeber der Welt	31
II. Die Frage des europäischen Gleichgewichts	47
III. Ein Treffen unter Europäern	65
IV. Die »großen« Vier	79
V. Talleyrands Aufbegehren	107
VI. Die Organisation des Kongresses	129
VII. Vergnügungen und Festivitäten	147
VIII. Am Rande des Krieges	177
IX. Die deutsche Frage	197
X. Die Wachtposten in Nord und Ost	221
XI. Ein neues Italien	239
XII. Eine letzte Krise	263
XIII. Der gerettete Kongress	287
XIV. Letzte Verhandlungen	311
Epilog: Die Schlussakte und ihre Folgen	333
Postskriptum: 1919. Der letzte Auftritt des Wiener Kongresses	361
Dank	365
Anmerkungen	367
Register	423
Bildnachweis	431



## *Vorwort zur deutschen Ausgabe*

NACH NAPOLEONS NIEDERLAGE beriefen die Siegermächte einen »allgemeinen Kongress« ein, um das durch zweiundzwanzig Kriegsjahre verheerte und erschütterte Europa neu zu ordnen. Acht Monate dauerte die Versammlung, sie endete mit der Unterzeichnung der sogenannten »Schlussakte« am 9. Juni 1815. Unter der Leitung der vier Hauptmächte – England, Russland, Österreich und Preußen – machten sich mehrere hundert Repräsentanten bestehender wie auch bereits von der Landkarte verschwundener Staaten ans Werk, um für den Kontinent ein neues Gleichgewicht auszuloten. Zu dessen Kontrolle hoben sie das sogenannte »Europäische Konzert« aus der Taufe.

Auch wollten sie die Einflussgebiete neu definieren sowie die Prinzipien der Legitimität und der Souveränität wiederherstellen. Darüber hinaus sollte das Völkerrecht modernisiert werden, man lud die Fürsten sogar ein, ihren Ländern eine Verfassung zu geben; ganz hinter die Errungenschaften der Französischen Revolution und des Kaiserreichs wollte man nicht zurückkehren.

Aber diese Wiener Zeit war auch geprägt vom Wunsch nach Frieden. Auf glanzvollen Festen, an reich gedeckten Tischen und in den Alkoven, deren Geheimnisse das eine oder andere Mal gelüftet wurden, suchte man das »süße Leben«. »Der Kongress arbeitet nicht, er tanzt«, höhnte der Fürst von Ligne, zu Unrecht. Viele Darstellungen des Wiener Kongresses kaprizieren sich auf diesen Nebenaspekt und gehen damit an der Hauptsache der größten diplomatischen Versammlung aller Zeiten vorbei. Denn diese war weit mehr als ein großer Wirbel von Festen und Bällen, Schauspiel und Konzerten.

Die Verhandlungen verliefen nicht ohne Zwischenfälle, Auseinandersetzungen und schwere Krisen, es drohte sogar ein neuer-



licher Krieg. Dennoch gelang es den Souveränen und Bevollmächtigten schließlich, ihre Arbeit angesichts der Bedrohung durch Napoleons Rückkehr zügig abzuschließen. Die Zeremonie zur Unterzeichnung der Verträge wurde einige Tage vor der Schlacht von Waterloo abgehalten – Napoleon hatte, wenn man so sagen darf, den Kongress »gerettet«. Und die Ergebnisse waren höchst bemerkenswert: Nicht zuletzt bescherte er Europa ein ganzes Jahrhundert ohne großen Krieg, was bis dahin – und bis heute – ohne Beispiel geblieben ist.

DER WIRBEL DER AUF DEN WIENER KONGRESS folgenden Ereignisse, die beiden Weltkriege und die heutige friedliche Ausrichtung des geeinten Europa täuschen leicht darüber hinweg, dass diese Konferenz, auf der alle europäischen Staaten und nicht wenige Interessengruppen zugegen waren, eine gigantische Arbeit verrichtet hat, die durch die unerwartete Rückkehr Napoleons noch erschwert wurde. Deshalb verdient es die Geschichte dieser höchst außergewöhnlichen diplomatischen Versammlung erzählt und analysiert zu werden.

Je tiefer ich mit meinen Recherchen drang, desto mehr sah ich mich in meiner Ansicht bestätigt, wie bedeutsam dieser Kongress für die Neuordnung Europas und dessen Schicksal im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Die alten Klagen, die den Sieg des »Ancien Régime« über die »Revolution«, der konservativen über die progressiven Denker oder der »Monarchen« über die »Nationen« betonen, verfehlen seine wirkliche Bedeutung. Aus diesem Grunde habe ich eine *europäische* Geschichte des Wiener Kongresses zu schreiben versucht, indem ich mich der Frage nach den wirkmächtigen geopolitischen Kräften gewidmet und das größtmögliche Panorama an Akteuren aufgefächert habe. Die Geschichte der Diplomatie in Europa seit 1815 zeigt, weshalb sich die Kriege des 19. Jahrhunderts, so grausam und gewaltsam sie auch gewesen sein mochten, nicht in einen allgemeinen Krieg auswuchsen.

Das auf dem Wiener Kongress ausgehandelte Europäische Konzert war in dieser Hinsicht ein »Sicherheitsrat« *avant la lettre*. Funktionieren konnte es nur, solange die Supermacht jener Zeit schlechthin, nämlich England, ihre Rolle darin verantwortungsvoll spielte. Doch als sich London kaltherzig aus den europäischen Angelegenheiten zurückzog, da diese kaum mehr seine direkten Interessen betrafen, geriet das europäische Gleichgewicht ins Wanken. Das war vor nunmehr einhundert Jahren, und gewiss gibt uns dieses Faktum auch für die Gegenwart zu denken, da sich eine andere Supermacht anzuschicken scheint, ähnlich zu verfahren.

Doch zurück zur Geschichte des Wiener Kongresses: Meine Arbeit hat mich auch darin bestätigt, dass es eine spezifisch *französische* Sicht auf dieses Ereignis gibt. Die Historiker meines Heimatlandes wollten aus den auf dem Kongress erwirkten Ergebnissen allzu oft herauslesen, dass dessen alleiniges Ziel darin bestand, Frankreich zu erniedrigen, aus der großen Politik zu bannen und von den anderen Mächten fortan aufs Strengste überwachen zu lassen. Diese Sicht der Dinge ist sicher nicht ganz falsch, muss aber im richtigen Kontext gesehen werden: Nach fünfundzwanzig Kriegsjahren, für die Frankreich nach Meinung der Sieger der Hauptverantwortliche war, erschien es nurmehr logisch, die Gelüste der Grande Nation zu zügeln. Was dann auch geschah, allerdings mit einem durchaus visionären Ziel: Man wollte Frankreich in seine Grenzen verweisen, ohne es aber gänzlich zu zerstören oder seine Vorherrschaft durch eine andere zu ersetzen. Aus diesem Grunde nahm der Wiener Kongress an zahlreichen anderen Stellen der Landkarte Korrekturen vor, um das Machtgebaren Russlands, Preußens, Österreichs und Englands einzudämmen und ein Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen, das auf dem einzigen damals allgemein akzeptierten Prinzip gründete: der monarchischen Legitimität. Man kann mit Gewissheit sagen, dass die Unterhändler Europas zu anderen Gelegenheiten, sei es vor oder nach diesem großen diplomatischen Treffen, mit weit weniger Umsicht und Besonnenheit agiert haben.

Ein Aspekt der »französischen« Sichtweise des Wiener Kongresses ist dabei einer genaueren Betrachtung wert: Viele französische Historiker halten die Konflikte zwischen Frankreich und Deutschland der Jahre 1870, 1914 und 1939 für eine direkte Folge der Gebietsneuordnungen von 1815. Sie sehen darin einen »Verrat« an den allgemeinen Interessen Europas, da Preußen durch das Vorrücken an die französische Grenze ein allzu prominenter Platz eingeräumt worden sei. Dies sei der Grund für die drei nachfolgenden Katastrophen. Ich werde diese Theorie ausführlich darstellen und versuchen, sie ins rechte Licht zu rücken.

Fast sechzig Jahre liegen zwischen dem Wiener Kongress und dem Frieden von Frankfurt, der nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 geschlossen wurde. Die Diplomaten von 1815 müssten schon ein bemerkenswertes, beinahe teuflisches Gespür für Zukünftiges gehabt haben, wenn sie jene nächsten Kriege zwischen Frankreich und Preußen vorausgahnt oder gar vorbereitet hätten. Es ist kaum übertrieben zu behaupten, dass sich die französische Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, was die Geschichte Deutschlands zwischen 1815 und 1870 betrifft, einem fröhlichen Vergessen hingegeben hat. Denn diese Geschichte war nicht vorherbestimmt. Und wer hätte nach der Unterzeichnung der Schlussakte 1815 und der Schaffung des Deutschen Bundes erahnen können, dass Preußen die Oberhand gegenüber Österreich gewinnen und sich das »dritte Deutschland« (die deutschen Staaten ohne Preußen und Österreich) am Ende nicht für Wien, sondern für Berlin entscheiden würde?

Auch aus persönlichen Gründen freue ich mich, dass mein Buch nun einem deutschen Publikum vorliegt. Da ich aus eben jenem Lothringen stamme, das im Frieden von Frankfurt vom Deutschen Reich annektiert wurde, interessiere ich mich seit jeher für die Beziehung zwischen Frankreich und Deutschland. Und auch für deren Krisen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei denen es den Anschein hat, als habe sich Deutschland den ja eigentlich preußisch-französischen Konflikt ganz und gar

zu eigen gemacht. Denn wer sich die Landkarte Europas vor der Französischen Revolution anschaut, wer sich mit der Diplomatie, den Anwandlungen und Ängsten der deutschen Staaten im Süden und Westen befasst und deren Interessen mit denen Frankreichs abgleicht, wird feststellen, dass diese Beziehung fast zwangsläufig auf eine wenn nicht innige Freundschaft, so doch zumindest auf eine Interessensgemeinschaft hätte hinauslaufen müssen.

Die Konflikte, die nach dem Wiener Kongress zwischen unseren beiden Nationen auftraten, wurzelten kaum in dieser Geschichte. Und so versuchten die Diplomaten des Wiener Kongresses schlicht, das Bedürfnis nach Sicherheit mit dem Wunsch nach einem ausgewogenen Gleichgewicht zu vereinen. Dabei beschlossen sie Frankreich zu beschneiden, und zugleich Preußen Gebiete zuzusprechen, die es kaum würde beherrschen können. Doch sie hatten nicht mit dem Geschick der Berliner Politik – ich denke da natürlich vor allem an Bismarck – und der Visionslosigkeit der Entourage Napoleons III. gerechnet.

Die Diplomaten wählten jene Lösung, die ihnen *damals*, 1815, als die beste erschien. Ja, ich glaube sogar, dass es angesichts der damals herrschenden Machtverhältnisse und Einflussbereiche gar keine andere Lösung gab.

Ich bin, im Jahre 1959 geboren, ein Kind der deutsch-französischen Versöhnung, deren Schwierigkeiten, Anstrengungen und Erfolge ich mein Leben lang habe beobachten können. Unsere beiden Völker sind einander näher und können mehr voneinander lernen, als sie bisweilen glauben. Ich habe von meiner bescheidenen Warte aus versucht, die Geschichte des Wiener Kongresses neu zu schreiben, deren sie umrankende Legenden völlig unnötigerweise Rivalitäten geschürt haben. Und ich habe versucht, die verzerrte Sichtweise auf die Geschichte dieses Kongresses zu berichtigen. Ich freue mich, dass nun auch deutsche Leser diese Einschätzung der Dinge beurteilen können.

Paris, im Juli 2014



## PROLOG

### *Nach vollbrachtem Sieg*

AM 31. MÄRZ 1814, einem Donnerstag, erschienen am späten Vormittag vier Reiter an der Barrière de Pantin im Nordosten von Paris, von der aus sie in die Stadt einzogen. Gefolgt von einigen hundert Generälen und Offizieren, durchquerten sie im Schritt Saint-Martin und ritten dann die Boulevards hinab zur Place de la Concorde, auf der einundzwanzig Jahre zuvor Ludwig XVI. seinen letzten Gang zu seinem Henker Charles-Henri Sanson getan hatte. Schließlich nahmen sie am Fuße der Champs-Élysées Stellung ein.

Trotz des dräuend schweren Himmels waren die Pariser in Scharen erschienen, um der Parade beizuwohnen, die Napoleons Bezwingen im Herzen dessen eigenen Reiches abhielten. Wenngleich die meisten Anwesenden vermutlich am liebsten »die Augen geschlossen und sich die Ohren zugehalten«<sup>1</sup> hätten, war das Spektakel, das sie sahen, »einfach überwältigend«<sup>2</sup> der Aufzug der Truppen untadelig und die Ordnung der Parade makellos. Das Defilee dauerte über vier Stunden, in denen die Menge die Kosaken bewundern durfte, die Dragoner und Husaren der Kaiserlichen Garde Russlands, die österreichischen Infanteristen sowie die Königlich-Preußische Garde. Mit herausgestreckter Brust und geradem Rücken stießen diese bald Hochrufe aus, wenn sie vor jenen vier Reitern vorbeizogen: dem Zaren von Russland, Alexander I.,<sup>3</sup> seinem Bruder Großfürst Konstantin, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dem Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte, Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg.

Soldaten wie Zuschauer hatten nur Augen für den Ersten unter ihnen, einen jungen Mann »adeligen Ansehens« und »leutseliger, hoffärtiger Manieren«<sup>4</sup> der, eingeschnürt in seine grüne Uniform, elegant die graue Stute bestieg, die ihm Napoleon in



Zar Alexander I.  
(1777 – 1825)

Erfurt offeriert hatte: »Das schöne Gesicht Alexanders, die gute Seele, die darin zu lesen war, eroberten die Herzen und heischten Beifall. Glücklich sah er aus; Rührung gesellte sich in seine Züge, deren Bewegungen Ausdruck unbändiger Freude waren«, fasste Madame de Chastenay ihr Entzücken in Worte.<sup>5</sup>

Der Empfang, den Paris dem Zaren an jenem Tag der Niederlage bereitete, wirkte zuweilen wie ein Krönungszeremoniell, etwa zwischen dem Boulevard des Italiens und der Place de la

Concorde, wo sich die Royalisten versammelt hatten, um den Herrschern und deren Gefolge Beifall zu klatschen: »Überall ertönten Jubelrufe«, notierte das *Journal des débats* am nächsten Tag. »Die Menschen stürzten sich Seiner Majestät dem Zaren von Russland vor die Füße, drückten ihn an der Hand, den Knien, den Gewändern, stellten sich sogar seinem Pferd in den Weg, und die Herzensgüte, mit der dieser Monarch all die Anerkennung und Respektsbekundungen entgegennahm, hinterließ in allen Herzen einen unvergänglichen Eindruck.«<sup>6</sup>

Es war gerade zwei Monate her, dass Paris – gewiss noch nicht in diesem Maße von royalistischen Elementen infiltriert – auf ähnliche Weise Napoleon I. zugejubelt hatte, als dieser sich zum später als »Campagne de France« bezeichneten Feldzug aufmachte, um die französischen Gebiete zu verteidigen.

Alexander genoss seinen Triumph ganz ohne Überheblichkeit. Überzeugt, dass ihn allein die Vorsehung zum Retter Europas auserkoren hatte, gab er sich bescheiden und großmütig, und offenbar gelang es ihm auch, die Augenzeugen dieses Siegesmarsches seiner guten Absichten zu versichern. Als die Parade endete, begab er sich sogleich ins Hôtel de Talleyrand in der Rue Saint-Florentin, das er den Tuileries oder einem der anderen Paläste als Quartier vorgezogen hatte. Am Nachmittag wurde in der Stadt eine Proklamation ausgehängt, in der er zwar seine unbeugsame Haltung gegenüber Napoleon unterstrich, zugleich aber sein Versprechen erneuerte, sich nicht in die Wahl der künftigen französischen Regierung einzumischen.<sup>7</sup> Die alliierten Truppen hatten Order, die bestehende Amtsgewalt zu respektieren – zwar war das Kaiserreich im Begriff zusammenzubrechen, der Staat jedoch nicht – und sich gegenüber der Bevölkerung anständig zu benehmen.

Tatsächlich ging die Besetzung der Stadt ohne größere Zwischenfälle vonstatten. Bereits wenige Tage darauf war in Paris wieder Ruhe eingekehrt, trotz des »Unterschiedes zwischen den Vierteln der Innenstadt, in denen eine gewisse Ausgelassenheit



herrschte und deren Geschäfte dank der Einkäufe der alliierten Offiziere gute Umsätze machten, und den Vorstädten, über denen völlige Stille lag.«<sup>8</sup> Noch eine Woche, dann würde alles wieder seinen gewohnten Gang gehen: »Diese Stadt bietet einen einzigartigen Anblick«, sollte Metternich einen Tag nach seiner Ankunft seiner Mätresse in einem Brief mitteilen. »Alles ist ruhig, so als hätte es nie einen Krieg gegeben. Die Boulevards sind voller Menschen – Galante, Husaren, maskierte Damen und Kosaken, Cabriolets und Fuhrwesen; alles trifft und mischt sich aufs Schönste – alle kennen und grüßen einander voller Herzlichkeit. Feldwebel mit weißer Kokarde und der Graf von Artois in der Uniform der Nationalgarde; unter den Fenstern des Kaisers Napoleon ruft das Volk *Vive le roi*; meine Liebe, man darf sich über nichts mehr wundern.«<sup>9</sup>

DA DER ZAR kaum Einsprüche durch den preußischen König zu fürchten hatte, welcher sich als sein Verbündeter ansah, nutzte er die zehn Tage bis zur Ankunft des Kaisers Franz I. von Österreich und seines Kanzlers Metternich, des englischen Außenministers Castlereagh und des wichtigsten preußischen Ministers Hardenberg, um das Augenmerk der Koalition auf zwei heikle und zukunftsweisende Fragen zu lenken.

Zunächst betraf das Napoleon. Obwohl sich alle Mächte einig waren, dass dieser die politische Bühne verlassen musste, gingen die Meinungen über sein genaues Schicksal weit auseinander. Unter dem Schutz seiner letzten versprengten Armeen stehend, hatte Napoleon durchaus noch militärische Argumente bei der Hand. Es war eine Sache, ihn aus dem Ränkespiel der Politik zu bannen, und eine ganz andere, dies ohne weitere Schlachten zu erreichen oder gar die Allianz auf die Zerreißprobe zu stellen.

Österreich hatte nicht vergessen, dass der legitime Nachfolger des Besiegten der Enkelsohn seines eigenen Kaisers war: Die Thronbesteigung Napoleons II. mit einer Regentschaft der ehemaligen Erzherzogin Marie-Louise, Napoleons Frau, würde den

Interessen der Habsburger sehr entgegenkommen. Die Engländer wiederum meinten, je größer die Entfernung zwischen Napoleon und Europa, umso besser für den gesamten Kontinent. Schon spielten sie mit dem Gedanken, ihn auf eine Insel zu verbannen ... zum Beispiel auf St. Helena, eine tief im Südatlantik verborgene Besitzung der Ostindienkompanie.<sup>10</sup>

Die Preußen wären nicht böse gewesen, wenn Napoleon ein Unglück zustoßen würde oder man ihn rundweg erschießen ließe, ob mit oder ohne vorherigen Prozess. Der Zar, den all diese unterschiedlichen Wünsche nicht bekümmerten, nahm die Sache einfach selbst in die Hand. Freundschaftliche Gefühle empfand er gewiss nicht für diesen Mann, über den er nach dem Brand von Moskau gesagt hatte: »Entweder er oder ich.« Aber wie schwer die Fehde zwischen ihnen auch gewesen sein mochte, bedachte Alexander doch, dass sie durch die Waffe beendet worden war. Nun wollte er die erlittenen Verletzungen vergeben und vergessen und sich in ritterlicher Großmut üben.

Napoleon seinerseits sah nunmehr ein, dass er um eine Abdankung nicht umhinkommen würde. Zum Aushandeln der genauen Bedingungen entsandte er seinen Außenminister Caulaincourt nach Paris, der als ehemaliger Gesandter in St. Petersburg Alexander gut kannte. Die beiden schätzten und respektierten einander. Bereits in ihren ersten Gesprächen kamen sie überein, dass Napoleon, der über ein Drittel der Gebiete Europas geherrscht hatte, eine gewisse Souveränität weiterhin zugestanden werden musste, auf welche Weise auch immer sie nun zu beschränken sei. Es fielen die Namen einiger Mittelmeerinseln, auf denen der Besiegte »unterkommen« könne. Um zu verhindern, dass die Wahl am Ende auf Korsika hinauslief, schlug der Zar beinahe en passant Elba als mögliches Exil vor, eine Position, die Caulaincourt dankbar aufgriff und sogleich zu der seinen machte. Sie im Folgenden zu verteidigen sollte ihm ein Leichtes sein, da Alexander sein Ehrenwort als Staatsmann gegeben hatte und sich Caulaincourt verpflichtet fühlte.

Nach einigen heftigeren Diskussionen und dem Überlaufen des Korps von Auguste de Marmont, in das Napoleon seine letzten militärischen Hoffnungen gesetzt hatte, wurde ein Vertrag geschlossen, der aus Höflichkeit gegenüber dem Besiegten »Vertrag von Fontainebleau« genannt wurde, obwohl er in Wahrheit in Paris gezeichnet worden war. Nach diesem Vertrag durfte Napoleon im Gegenzug für seine Abdankung die Bezeichnung »Kaiser« behalten und »übernahm« die Insel Elba, die ihm auf Lebenszeit als souveränes Fürstentum übergeben wurde. Außerdem sollte er jährlich »zwei Millionen Franc Unterhalt aus dem Grand Livre de France«, der französischen Staatskasse, erhalten.<sup>11</sup>

Am 15. April 1814 unterzeichnete der Zar den Vertrag, tags darauf Friedrich Wilhelm III. und Franz I., obwohl der Vater von Marie-Louise und sein Kanzler Bedenken hatten, Napoleon auf eine Insel zu verbannen, die nur wenige Kilometer vor der Küste Italiens lag: »Die Welt wird über die Wahl Elbas schimpfen. Und die Welt wird recht damit haben«,<sup>12</sup> schrieb Metternich. Talleyrand wiederum, der den Vorsitz der provisorischen Regierung innehatte, opponierte dagegen, dass die Zahlungen an »Buonaparte« und dessen Familie der französischen Staatskasse auferlegt wurden. Sein Einwand wurde jedoch abgelehnt, und Talleyrand hatte den Vertrag in der bestehenden Form zu ratifizieren. Was er in einer geschraubten Erklärung auch tat, die auf den 11. April rückdatiert und erst Ende Mai in nicht minder gewundenen Worten von Ludwig XVIII. bestätigt wurde.

Die Briten waren ebenfalls nicht ganz einverstanden. Castlereagh verweigerte aufgrund einer fehlenden formellen Anweisung seines Premierministers Lord Liverpool die Unterschrift. Erst am 27. April 1814 ratifizierte Georg August, der als Regent die Geschäfte seines an Demenz erkrankten Vaters Georg III. übernommen hatte,<sup>13</sup> mit einigen Vorbehalten den Vertrag von Fontainebleau.

Eine Woche zuvor hatte sich Napoleon auf die Reise in sein neues Reich gemacht, das bis dahin eine Unterpräfektur des

Département Méditerranée gewesen war. Am 4. Mai erreichte er Portoferraio auf Elba, eine Gemeinde von 3000 Seelen, die ihm fortan als Hauptstadt seines neuen Herrschaftsgebietes dienen sollte. Tags zuvor war Ludwig XVIII. in Paris eingetroffen. Seine Restauration hatte Talleyrand in mehreren Schritten und mit stillschweigender Zustimmung der Verbündeten organisiert. Der Zar hatte sich wie versprochen nicht in die Angelegenheit eingemischt – bereits seine zweite wegweisende Entscheidung – und die Bestrebungen des hinkenden Fürsten nur unter der Hand unterstützt. Seit dem 31. März lenkte dieser die Geschicke in Frankreichs Hauptstadt. Dank seines »kühnen Scharfsinns und seiner Kaltblütigkeit«, gepaart mit einem »überaus selbstsicheren Auftreten«,<sup>14</sup> gelang es ihm am 3. April, im Senat die Absetzung des Kaisers zu erzwingen.

Die provisorische Regierung verfolgte von Anfang an das Ziel, den Bruder Ludwigs XVI. auf den Thron zu hieven.<sup>15</sup> Bereits am Tag der Abdankung hatte Talleyrand mehrere ehemalige Würdenträger des Kaiserreichs zur Aushandlung »allgemeiner Punkte einer Konstitution mit dem Ziel der Thronbesteigung Ludwigs XVIII.« eingeladen. Der Senat hatte einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der vorsah, dass »das französische Volk Louis Stanislas Xavier de France aus freiem Willen auf den Thron beruft«. Wenngleich der König diesen Text missbilligte und umstandslos durch seine eigene *Charte constitutionnelle* ersetzen ließ, waren dennoch Tatsachen geschaffen worden: Die Frage, ob Marie-Louise, deren Sohn (Napoleon II., der König von Rom) oder der Herzog von Orléans, dessen Name bereits gerüchteleise kursierte, die Herrschaft übernehmen könnte, hatte sich damit erledigt – ganz zu schweigen von einem Regime republikanischer Prägung, das niemand ernsthaft erwogen hatte.

Einen Monat nach Napoleons Abdankung konnte der »restaurierte« König das, wie er selbst sagte, neunzehnte Jahr seiner Herrschaft einläuten.<sup>16</sup> Die Siegermächte zeigten sich erleichtert, dass das unberechenbare »Volk der Revolution« stillgehalten, ja

im Grunde all diese Umwälzungen resigniert über sich hatte ergehen lassen. Sie sahen in dem Monarchen einen Partner, mit dem man verhandeln konnte, vor allem da er keinerlei territorialen Ansprüche stellte und ein Verfechter des Gleichgewichts der Kräfte in Europa war.

In der Tat hatte Ludwig bereits während des Direktoriums erklärt, er strebe nichts weiter an, als König eines starken Frankreich in dessen traditionellen Grenzen zu sein,<sup>17</sup> womit er sich auf der Linie der königlichen Diplomatie nach Ludwig XVI. bewegte, wie Vergennes sie in einem Brief von 1777 charakterisiert hatte: »Wenn wir uns das heutige Frankreich ansehen, so sollte es Gebietserweiterungen eher fürchten denn anstreben. Sie würden ein zusätzliches Gewicht an den Rändern des Reiches bedeuten und in der Folge das Zentrum schwächen.«<sup>18</sup>

Militärisch lag Frankreich am Boden. Die Sieger hätten ihm schwere Strafen auferlegen und es für lange Zeit zu einer Macht zweiten Ranges degradieren können. Doch trotz ihrer Ressentiments hielten sie sich von dieser Lösung fern. Dank der Bereitschaft zur Zusammenarbeit, die die neue französische Regierung signalisiert hatte, würde der westliche Teil des Kontinents rasch auf eine Weise neugestaltet werden können, dass ein stabiles Gleichgewicht entstand. Frankreich, das in seine vorrevolutionären Grenzen gewiesen wurde, sollte zwar an den Verhandlungen teilnehmen dürfen, musste sich jedoch bereits im Vorfeld damit abfinden, in eine Reihe mittelgroßer Mächte eingebunden und von diesen aufs Strengste überwacht zu werden.

Der erste Schritt zu einem solchen Kompromiss war der Waffenstillstand vom 23. April 1814, den Talleyrand ausgehandelt hatte. Der Bruder des Königs, Graf von Artois, der bis zu dessen Rückkehr als *lieutenant-général du royaume* fungierte, nahm an. Und Worten folgten sogleich Taten: Frankreich zog sich aus allen Festungsanlagen und Häfen zurück, die es seit dem 1. Januar 1792 eingenommen hatte, und verzichtete damit auf so gut wie alle Eroberungen der Revolutions- und der nachfolgen-

den Kaiserzeit, mit Ausnahme von Avignon und Mulhouse, der Grafschaften Comtat und Montbéliard und eines Teils von Savoyen mit Annecy und Chambéry. Prägnant fasst Emmanuel de Waresquiel die Ergebnisse des Waffenstillstands zusammen: »Der Kompromiss vom April [1814] dreht sich einzig um diese Gleichung: alte Dynastie, alte Grenzen.«<sup>19</sup>

Für Frankreich waren das enorme Verluste; doch schien eine andere Lösung kaum denkbar. Damit war der Weg für die rasche Aushandlung eines Friedensvertrags bereitet, der schon am 30. Mai 1814 unterzeichnet wurde.<sup>20</sup> Talleyrand gelangen einige kleinere Gebietsanpassungen, so wurden ihm Philippeville, Mariembourg, Sarrelouis und Landau zugesprochen. Die von den Engländern besetzten Kolonien hingegen konnte er nicht zurück-erlangen<sup>21</sup> – wobei man hier, verglichen mit den eingangs gemachten Zugeständnissen, ohnehin um Kleinigkeiten stritt. Dafür gelang dem Unterhändler der Franzosen ein unerwarteter Coup: Frankreich wurden keinerlei finanzielle Entschädigungsleistungen auferlegt. In einem gesonderten Übereinkommen wurde lediglich festgelegt, dass 25 Millionen Franc für den Rückzug der alliierten Truppen zu zahlen waren, der bereits in den kommenden Tagen begann. Für Preußen bedeutete das den Verlust der immensen Summe von annähernd 170 Millionen Franc, die Napoleon nach seinem Sieg 1806 eingefordert hatte. Zudem verzichtete es auf die Herausgabe der Kunstwerke, die die Franzosen seit Beginn der Revolution beschlagnahmt und nach Paris verbracht hatten. Diese Klauseln waren angesichts der klaren Niederlage, die Frankreich erlitten hatte, ein wahrhaft unverhoffter Erfolg.

Durch die territorialen Zugeständnisse hatte Talleyrand sein Land vor noch weitaus schlimmerer Abstrafung bewahrt: »Um die damals getroffenen Absprachen unparteiisch zu beurteilen, gilt es sich vor Augen zu führen, woran Frankreich zu jener Zeit war und in welchen Zustand Napoleons Fehler es zurückgeworfen hatte«, erklärte er in seinen Memoiren. »Seit zwanzig Jahren mussten die Völker zusehen, wie ihre Länder von den französi-

schen Armeen besetzt und verwüstet wurden; wie alles aus ihnen herausgepresst worden war; wie ihre Regierungen beschimpft und mit tiefster Verachtung behandelt wurden; wie keine Schmäherung ausgelassen wurde; und wären sie entschlossen gewesen, sich zu rächen, ihren leidenschaftlichen Hass zu stillen, mit welchen Mitteln hätte Frankreich sich dagegen zur Wehr setzen können? [...] Wenn ich an die Zeit zurückdenke, als diese Verträge 1814 geschlossen wurden, an all die Schwierigkeiten, denen ich begegnete, die Rachegeleüste, die ich in einigen meiner Verhandlungspartner aufkeimen sah und die zu besänftigen meine Aufgabe war, so erwarte ich voller Zuversicht das Urteil, das die Nachwelt über mich fällen wird.«<sup>22</sup>

Man kann den Fürsten von Benevent in der Tat nur bewundern für seine Arbeit und für die Ergebnisse, die er erzielte. Es lässt sich nicht anders sagen: Dieser Frieden ist, um mit Chateaubriand zu sprechen, »ohne Beispiel geblieben«.<sup>23</sup> Und gewiss, der Verfasser vom *Geist des Christentums* hätte sein Urteil nicht revidiert, hätte er von den schweren Repressalien erfahren, die den Verlierern im Versailler Vertrag von 1919 und im Potsdamer Abkommen von 1945 auferlegt wurden.

Doch sosehr Talleyrand auch durch sein Verhandlungsgeschick bestach, ohne die Besonnenheit und Weitsicht der Sieger, die teils gegen den Willen der eigenen Bevölkerung und zumeist gegen die Vorstellungen ihrer eigenen Feldherrn handelten, wäre ein solches Ergebnis nicht denkbar gewesen. Es ist kein Zufall, dass sich der Zar bei seinem Einmarsch in Paris bescheiden gab und so die Preußen in ihrem Rachedurst zügelte. In diesem Punkt trafen sich Alexander und seine englischen und österreichischen Verbündeten. Castlereagh lag es am Herzen, »die Grundlage für einen Frieden zu schaffen, bei dem die Ehre und die Interessen aller Mächte Europas, einschließlich Frankreichs, geachtet würden«.<sup>24</sup> Metternich war derselben Ansicht. In seinen Memoiren erläuterte er die beiden Möglichkeiten, die sich den alliierten Mächten boten: »Der Frieden mit Frankreich konnte nur unter

zwei Gesichtspunkten angegangen werden: Entweder würde er von dem Begehren diktiert, sich an Frankreich zu rächen, oder er wäre von dem Ziel beseelt, zwischen den verschiedenen Mächten ein möglichst ideales politisches Gleichgewicht herzustellen.«<sup>25</sup> Die Sieger entschieden sich für die zweite Lösung.

Dies taten sie jedoch nicht aus reiner Großmut, wie der englische Historiker Charles Webster treffend bemerkt: »[...] einer der Gründe für die Zurückhaltung der Alliierten lag ohne Zweifel in ihrer Uneinigkeit darüber, auf welche Weise Europa neu gestaltet werden sollte.«<sup>26</sup> Diese Uneinigkeit ist bereits aus dem Vertrag des Ersten Pariser Friedens herauszulesen. Wann immer es nicht um die Geschicke Frankreichs geht, wird der Text rasch unpräzise. Zwar werden zahlreiche Punkte festgelegt: die Besetzung Maltas durch die Engländer, die Unabhängigkeit Hollands, ein »föderales Bündnis« zwischen den deutschen Staaten, die Aufteilung Italiens zwischen Österreich und den »souveränen Staaten« und die Aufteilung der linken Rheinseite zwischen Preußen und den anderen deutschen Reichen, doch bleibt all dies im Vertrag schemenhaft.

Noch schwerer wiegen die Aspekte, über die sich der Vertrag ausschweigt. Was war mit der Zukunft Polens, das seit jeher als Zankapfel zwischen Russland, Preußen und Österreich galt? Was mit Sachsen, Napoleons letztem Verbündeten, das die preußisch-russischen Armeen besetzt hielten? Was mit dem Napoleoniden Joachim Murat, der noch immer in Neapel auf dem Thron saß, oder mit den päpstlichen Staaten? Und es gab zig weitere Streitpunkte, die im Vertrag nicht einmal erwähnt waren. Auf diese Fragen wollten Napoleons Bezwinger offenbar erst zu einem späteren Zeitpunkt und ausführlicher nach Antworten suchen.

DIE ARBEIT, DIE ZU TUN, und die Entscheidungen, die zu treffen waren, ließen eine größere Zusammenkunft unvermeidbar erscheinen, ähnlich jenen diplomatischen Versammlungen der vorigen Jahrhunderte, die Gabriel Bonnot de Mably in seinem



berühmten Werk *Principe des négociations* von 1757 zu der Sentenz veranlassten: »Ein Krieg, an dem mehrere Mächte teilgenommen haben, kann niemals in einer einzelnen Verhandlung beendet werden.«<sup>27</sup>

Die Idee eines Kongresses hatten der Zar, der österreichische Kaiser und der preußische König bereits nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Herbst 1813 aufgeworfen. Sie wurde in den Artikel 32 des Ersten Pariser Friedens vom 31. Mai 1814 aufgenommen: »[...] alle Mächte, die an diesem Krieg teilgenommen haben«, sollten Repräsentanten nach Wien entsenden, »um auf einem allgemeinen Kongress die Verfügungen zu treffen, welche die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrags ergänzen sollen«.

Derartige Friedenskongresse wurden seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts abgehalten. Sie hatten die wenigen und eher kurzen Treffen unter Monarchen abgelöst, die nur selten in die Tiefe gingen und nie ins Detail. Genau dies sollten die Gesandten auf dem Kongress tun. Sie sollten die Verhandlungen nach Maßgabe ihrer Herrscher bis in die kleinsten Einzelheiten führen, so dass diese das Abkommen zuletzt nur noch abzusegnen brauchten.<sup>28</sup>

Eine erste derartige Zusammenkunft, die 1630 in Regensburg stattfand, scheiterte. Zwar hatten sich dort der deutsche Kaiser, die katholischen Kurfürsten, die Gesandten Sachsens und Brandenburgs, Frankreichs, Spaniens und Englands sowie Venedigs und der Toskana auf eine Beilegung ihrer Streitigkeiten geeinigt, doch hatte Kardinal Richelieu Ludwig XIII. von der Unterzeichnung des Vertrags abhalten können.<sup>29</sup> Aber obwohl Regensburg gescheitert war, hatte sich ein solches – damals noch nicht »multilateral« genanntes – Treffen als durchaus sinnvoll erwiesen. So war der Kardinal selbst der Meinung, auf diese Weise ließe sich ein »guter Frieden« erreichen und »in Zukunft für Ruhe sorgen«.<sup>30</sup>

Fortan gab es nach jeder größeren Umwälzung Europas eine derartige Versammlung: Genannt seien hier der westfälische

Friedenskongress (1643–1648), der den Dreißigjährigen Krieg beendete,<sup>31</sup> der Friede von Nimwegen (1678), in dem der Papst und der englische König die Vermittlerrolle in den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich, Spanien, den Vereinigten Provinzen und Österreich spielten, der Friede von Rijswijk (1697), den die Franzosen und Engländer schlossen, der Friede von Utrecht und der Rastatter Friede (1713–1715), die den Spanischen Erbfolgekrieg beendeten, und der Friede von Teschen (1779), in dem Frankreich und Russland die Übernahme einiger bayrischer Gebiete durch Österreich verhinderten.<sup>32</sup>

Seit der Französischen Revolution wurden verschiedentliche Versammlungen, etwa in Rastatt, Lunéville, Amiens oder Erfurt, ebenfalls als »Kongress« bezeichnet, obwohl dort nicht alle kriegführenden Parteien anwesend waren und auch keine allgemeinen Themen verhandelt wurden. Dem Umfang nach waren die Kongresse in Westfalen und Utrecht am ehesten mit den anstehenden Verhandlungen in Wien und den Herausforderungen, vor denen Europa stand, vergleichbar. Sie sollten als Maßgabe zur Vorbereitung und Organisation des Kongresses dienen.

BEI DER NEUGESTALTUNG EUROPAS sollten nach Ansicht der vier großen Siegermächte deren Minister federführend sein, was bereits in den Geheimartikeln des Ersten Pariser Friedens festgeschrieben worden war. Die Minister sollten sich in eigens einberufenen Konferenzen verständigen und ihre Entscheidungen sodann dem allgemeinen Kongress vorlegen, der sie möglichst ohne lange Diskussion gewissermaßen durchwinken sollte. Anders gesagt: Wenn sich die großen Vier schon vor Beginn des Kongresses einigen konnten, würden sie dort nur noch auf wenig Gegenwehr stoßen, da die kleineren und mittleren Mächte kaum eine andere Wahl hätten, als sich dem Willen der Großen zu beugen.

Derartige Vorverhandlungen hatten schon lange vor Napoleons Sturz begonnen. Als sie in Paris wiederaufgenommen wur-

den, zeichnete sich ein größerer Dissens zwischen dem »Zweiergespann« Russland-Preußen und einer sachbetonten Allianz aus England und Österreich ab. Es galt also, die Zügel anzuziehen, um zähe und langwierige Verhandlungen während des Wiener Kongresses zu vermeiden, in denen die Parteien sich womöglich gegenseitig blockierten. Aus diesem Grund meinte Castlereagh, ein »Gipfeltreffen« fern der französischen Hauptstadt könne derlei unvermeidbaren Schiedsverfahren vorbeugen.

Prinzregent Georg August hatte den Zaren zu sich nach London geladen, um den gemeinsamen Sieg zu feiern. Sein Außenminister konnte ihn aber überzeugen, auch den Landesherren der beiden anderen Großmächte eine Einladung auszusprechen. Friedrich Wilhelm III. schloss sich gern seinem engsten Verbündeten an, Franz I. hingegen zog es vor, sich von Metternich vertreten zu lassen. In Begleitung einiger Minister und Generäle genossen sie einen triumphalen Empfang. Sie wurden auf ausladenden Soireen gefeiert, in Oxford mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet, wohnten überwältigenden künstlerischen Darbietungen bei und wurden mit Lobreden und Auszeichnungen geradezu überschüttet. England erwies sich als würdiger Gastgeber und tat alles, um den Sieg gebührend zu feiern, an dem es selbst einen nicht geringen Anteil hatte, wenn auch eher dank seiner Hilfszahlungen denn durch die Stärke der eigenen Armeen.

Wie die Pariser verfiel auch die Londoner Bevölkerung bei jedem Auftritt Alexanders I. in Begeisterungstürme. Wer keinen Einblick hinter die Kulissen hatte, durfte annehmen, alles sei zum Besten bestellt in der besten aller Welten: einer Welt, die sich Napoleons und damit aller Sorgen entledigt hatte.

Doch hinter der schmucken Bühne sahen die Dinge anders aus. Am Rande des offiziellen Programms hatten ernsthafte Gespräche eingesetzt, in denen die lange Liste der Streitpunkte erörtert wurde. Während hinsichtlich der Angliederung Belgiens an das künftige Königreich der Niederlande, der Schaffung eines »Deutschen Bundes« mit noch undefinierten Grenzen oder einer

Stärkung des Papstes in Mittelitalien Eintracht herrschte, waren Auseinandersetzungen über die Zukunft Polens und Sachsens und die Präsenz russischer Truppen in Holstein an der Tagesordnung.

Und als genügten diese diplomatischen Verwicklungen nicht, maßte sich der Zar seinen Gastgeber gegenüber an, sich als den großen, wenn nicht gar einzigen, Sieger dieses zweiundzwanzig Jahre währenden Krieges zu betrachten. Er provozierte, wo er konnte, verstieß beileibe nicht nur gegen das Protokoll, gab sich dem Prinzregenten gegenüber herablassend und weigerte sich, dessen Mätresse vorgestellt zu werden, spielte sich gegen Lord Liverpool auf und zog es vor, im Hotel zu nächtigen, anstatt im eigens für ihn hergerichteten St. James's Palace zu residieren.

Mehr als einmal stand man am Rande eines diplomatischen Zwischenfalls. Etwa als Alexander einige britische Abgeordnete zu überzeugen versuchte, die polnische Frage dem Parlament vorzutragen, womit er sich über Castlereagh hinwegsetzte. Oder als er Prinzessin Charlotte, die Tochter des Prinzregenten, in ihrem Ansinnen unterstützte, die Verlobung mit dem jungen Prinzen von Oranien-Nassau, dem Sohn des künftigen Königs der Niederlande, zu lösen, damit dieser Alexanders Schwester Anna heiraten konnte.<sup>33</sup> Der Zar trieb es dermaßen weit, dass die britische Oligarchie ihrem Gast eine schlechte Erziehung bescheinigte: »ein dummer, eitler Mann«. <sup>34</sup> Lord Holland bekundete, man fiel auf die Schmeicheleien Alexanders mitnichten herein: »Er begeisterte sich für *liberale Gedanken*, wie er es nannte. Aber er hatte aus ihnen noch keine *klaren Gedanken* geformt, weder in seiner Unterhaltung noch in seinem Kopf.«<sup>35</sup>

Castlereagh, der dem Zaren seit langem misstraute, ergriff die Gelegenheit, um seinem Prinzregenten Georg August, Premierminister Liverpool und den noch zögerlichen Regierungskollegen vor Augen zu führen, welche Gefahr Russlands Machtansprüche darstellten. Dies blieb nicht ohne Wirkung. Schließlich kam auch dem dänischen Diplomaten Bernstorff zu Ohren, was

er dann in einer Korrespondenz festhielt: »Wie mir versichert wurde, hat der Prinzregent, den die anmaßende Überheblichkeit Russlands empört, den Beschluss gefasst, diesem Treiben Einhalt zu gebieten.«<sup>36</sup>

Damit war der Weg frei für die Bildung einer Achse Castlereagh-Metternich. Letzterer schien ein Mann zu sein, mit dem sich reden ließ, ohne dass man sich in »Nichtigkeiten« verlor, und dessen realistische Vorstellungen von der Zukunft Europas mit denen des britischen Kabinetts durchaus in Einklang zu bringen waren. Der Prinzregent, den der österreichische Kanzler nicht nur mit seinen guten Manieren, sondern auch mit seinen Ideen für sich eingenommen hatte, nannte Metternich den »Schiedsrichter Europas«<sup>37</sup>: ein Beiname, der Metternich fortan schmücken sollte und der sich bis heute mit ihm verbindet. Der Kanzler wiederum bescheinigte seinem englischen Kollegen Castlereagh, »das Herz am rechten Fleck« zu haben. Er verstehe sich blendend mit diesem »besonnenen Kopf« und freue sich auf die gemeinsame Arbeit.<sup>38</sup>

Wenngleich ihre persönliche Beziehung nie von Herzlichkeit geprägt war, ist ihre politische Annäherung doch den Londoner Vorgesprächen zu verdanken. In enger Absprache trafen sie ihre Vorkehrungen, um sich gegen Alexanders Machthunger zu wappnen. Sie teilten Hardenberg ihre Befürchtung mit, Russland könne in seiner Gier versuchen, sich eine ähnliche Vormachtstellung zu verschaffen, wie sie zuvor Frankreich innegehabt hatte. Nur konnte der preußische Kanzler, der durchaus einsichtig und entweder vernünftiger oder unsentimentaler als Friedrich Wilhelm war, nicht gegen den Willen seines Monarchen handeln.

Angesichts dieser enttäuschenden Absage beschlossen England und Österreich, vorsichtshalber der französischen Diplomatie die Tür zu öffnen, indem sie Talleyrand – der nach wie vor in Paris weilte, denn so weit hatte man wiederum auch nicht gehen wollen, ihn nach London einzuladen – nun über die »unerfreu-

lichen Eskapaden«<sup>39</sup> des Zaren unterrichteten. Ganz nebenbei versicherten sie ihn ihrer friedlichen Absichten, obwohl in der britischen Hauptstadt ein Vertrag unterzeichnet worden war, der für jede der vier Großmächte weiterhin ein stehendes Heer von 75 000 Mann vorsah. Offiziell diente dieses Abkommen dazu, das besiegte Frankreich unter Kontrolle zu halten, doch könne es ebenso gut von Nutzen sein, wenn sich die Situation mit Russland weiter verschlechtere.

Um die neue Linie im Land bekannt zu machen, berichtete der englische Minister im Unterhaus von seiner Kontaktaufnahme mit Frankreich. Dort kündigte er das Ende der »Uneinigkeiten« an, »die allzu lange zwischen den beiden Ländern bestanden haben und eine ständige Quelle der Rivalität und der kriegerischen Auseinandersetzung gewesen sind«. Und er machte keinen Hehl aus seiner Freude über die »freundschaftliche Gesinnung, die aus den neuesten Entwicklungen resultiert«.<sup>40</sup>

Castlereagh und Metternich konnten ihrer Verlegenheit angesichts der letztlich gescheiterten Londoner Gespräche nicht öffentlich Ausdruck verleihen, ebenso wenig den Sorgen, die ihnen der anstehende Kongress bereitete, auf dem viele Fragen noch einmal grundlegend würden erörtert werden müssen. Zumindest in dieser Hinsicht aber war der Zar ihnen zu Diensten. Während der Erste Pariser Frieden vorsah, dass der Kongress »binnen zwei Monaten« zu beginnen habe, also Ende Juli 1814, bat Alexander um Aufschub. Er wollte auf seiner Reise nach Wien Halt in St. Petersburg machen, der russischen Hauptstadt, in der er seit zwei Jahren nicht mehr gewesen war. So wurde der Beschluss gefasst, den Kongress erst im Herbst beginnen zu lassen. Eine Verzögerung, die nicht unbedingt verlorene Zeit bedeutete. Denn obwohl sich möglicherweise in Polen oder auch in Deutschland ein nicht gewünschter Status quo hätte festigen können, erlaubte das größere Zeitfenster weitere Beratungen, die Vorbereitung künftiger Allianzen und die Planung des größten diplomatischen Treffens aller Zeiten.

*PROLOG Nach vollbrachtem Sieg*

Der Zar und der preußische König verließen London am 27. Juni 1814. Drei Tage später machte sich Metternich auf den Heimweg, mit einem Abstecher über Paris, wo ihn Ludwig XVIII. und Talleyrand zu Gesprächen erwarteten.

Der Kongress würde also kommen – und was für ein Kongress!

## I.

# Wien, Gastgeber der Welt

DASS DIE WAHL DES ORTES für den allgemeinen Kongress auf die habsburgische Hauptstadt fiel, zeigt augenfällig, wie stark die österreichische Diplomatie inzwischen wieder geworden war. Innerhalb weniger Jahre war Metternich das Kunststück gelungen, seinen Herrn aus der Rolle eines Verbündeten Napoleons zu lösen und ihn zum wichtigsten Protagonisten der gegnerischen Kräfte zu machen.

Österreich hatte dank seiner Mobilmachung schwere Gewichte in die militärische Waagschale der Koalition gelegt und darüber hinaus erreicht, dass das Oberkommando der verbündeten Streitkräfte seinem Feldmarschall Karl Philipp zu Schwarzenberg übertragen wurde. Plötzlich sah sich Franz I. fast umstandslos als einen der großen Sieger, so dass es nur folgerichtig war, den Kongress in Wien abzuhalten – trotz Preußens zaghaften Versuchs im Sommer 1814, diesen nach Berlin zu holen.

Wien hatte zahlreiche Vorzüge: Es lag im Herzen Europas und war über gut ausgebaute Verkehrswege von allen großen Städten des Kontinents aus zu erreichen. Es besaß die nötige Infrastruktur, um Herrscher, Diplomaten und deren Gefolge zu beherbergen. Und auch um das gesellschaftliche Leben und die abendliche Unterhaltung der Delegierten brauchte man sich hier nicht zu sorgen.

Wien bot ein angenehmes Klima und eine gute Lage: »Die physische Lage von Wien ist sehr gesund, und die Gegend ringsum fruchtbar, und reich an Naturschönheiten jeder Art«, heißt es in einem Reiseführer der Zeit. »Es sind wenige Hauptstädte, die ihr hierin gleich kommen. Gegen Norden hat es die mit schattenreichem Gehölze bewachsenen Inseln der in mehreren Armen sich vorbei schlängelnden Donau; gegen Westen den schönen



Anblick des mit seinen Gebäuden gekrönten Kahlenberges, von dem sich eine Kette mittelmäßiger, mit schmuckem Grün bekleideter Berge gegen Süden hin zieht; gegen Osten eine fruchtbare, weit ausgespannte Fläche nach dem gesegneten Ungarn; gegen Süden einen durch abwechselnde Szenen von Hügeln, Vertiefungen, Landhäusern und Fluren begrenzten Horizont [...]. Der beste Standpunkt, um die ganze Stadt sammt allen Vorstädten, so viel es möglich ist, mit Einem Blicke zu übersehen, ist die Terrasse vor dem oberen Belvedere [...].«<sup>1</sup>

### *Die Stunde des österreichischen Kaisers*

DOCH NICHT NUR WIEN stand endlich wieder auf der politischen Weltbühne, sondern auch der Gastgeber des Kongresses. Zwar war Franz I. in Europa immer ein Herrscher von Gewicht gewesen, doch hatte Österreich seit seiner Thronbesteigung zwei äußerst schwierige Jahrzehnte zu bestehen gehabt.

Ehe der Sohn Leopolds II. 1804 zum Kaiser von Österreich gekrönt wurde, regierte er seit Juli 1792 unter dem Namen Franz II. als letzter Kaiser das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Seine Regentschaft stand von Anfang an unter schlechten Vorzeichen. Dem plötzlichen Tod seines Vaters, der am 1. März 1792 nach nur zweitägigem Leiden einer Rippenfellentzündung erlag, folgte die Kriegserklärung Frankreichs am 20. April desselben Jahres. Der mit gerade einmal zweiundzwanzig Jahren naturgemäß unerfahrene Franz, dem zudem ein etwas wunderlicher Charakter nachgesagt wurde, war von seinem Onkel Joseph II., der selbst kinderlos war, auf den Thron vorbereitet worden. Dennoch fühlte sich Franz von der frühen Regentschaft übermannt: »Der junge Franz zeigte sich zutiefst getroffen von dieser Verkettung tragischer Ereignisse, und die Melancholie, die ihn seit frühester Kindheit plagte, wurde dadurch noch schlimmer.«<sup>2</sup>



Franz I. Kaiser von Österreich  
(1768 – 1835)

Reserviert, unsicher, vom Hundertsten ins Tausendste kommend, dem Volke gegenüber gleichgültig, trat Franz von Anfang an als Gegner jedweder Neuerung auf. Allein die Treue zum Herrschergeschlecht, so seine Vorstellung, könne den Zusammenhalt des Reiches garantieren – dieses aber wurde bereits in alle Richtungen auseinandergerissen.

Indem er die Reformen bremste, die Joseph II. angestoßen hatte, verhinderte er eine aufgeklärte Herrschaftsform in seinem Land, die zu einer Änderung des Feudalrechts, einer Anerkennung der verschiedenen Nationalitäten und einer behutsamen politischen Liberalisierung hätte führen können. Stattdessen kleidete sich Franz in das Gewand des Alleinherrschers und regierte mit einer kleinen, handverlesenen Entourage. Er wollte alles wissen und alles entscheiden – ließ sich aber doch zumeist von seinen engsten Beratern leiten. So fiel auch das Porträt, das der preußische Generalleutnant Knesebeck von ihm zeichnete, nicht gerade schmeichelhaft aus: »Dieser Kaiser der tausend Capricen, welche

man auf den ersten Blick für Standhaftigkeit zu halten geneigt ist, der über eine Arbeitskraft ohnegleichen verfügt, dabei aber ohne jedes Genie und ohne jede Übersicht ist, verliert sich andauernd in Einzelheiten und folgt allein seinem eigenen Willen, ohne irgendeinen Widerspruch zu dulden, während er, ohne es zu merken, unter dem Einfluss seiner Entourage steht, und glaubt tatsächlich, indem er auf diese Weise handelt, zu regieren.«<sup>3</sup> In die gleiche Kerbe schlug Napoleon, wenn er über Franz sagte, er sei »immer der Meinung desjenigen, der zuletzt gesprochen hatte«.<sup>4</sup>

Nach außen hin gab sich Franz als verbissener Gegner der Französischen Revolution, spätestens seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie-Antoinettes, seiner Tante. Für ihn waren die Revolutionäre »Feinde der Menschheit«, und er hegte keinen Zweifel daran, gegen dieses Frankreich schwerste militärische Geschütze auffahren zu müssen, ganz gleich zu welchem Preis. Um sich den Rücken im eigenen Land freizuhalten, ordnete er an, alle österreichischen und ungarischen »Jakobiner« auszuschalten. »Dieser krankhaft unentschlossene und zugleich bornierte Mann« wollte sein Reich zu einer »Bastion des Konservatismus« machen.<sup>5</sup> Angestachelt von seinen Ministern Johann Philipp von Stadion und Freiherr von Thugut, welcher den Beinamen »Kriegsbaron« trug, trieb Franz sein Land in vier schwere Krisen: den 1801 unterzeichneten Frieden von Lunéville; den dem französischen Sieg bei Austerlitz 1805 folgenden Frieden von Pressburg; das Ende des Heiligen Römischen Reiches 1806; und die 1809 verlorene Schlacht von Wagram und den folgenden Frieden von Schönbrunn.

Durch die Besessenheit Franz' I. verlor Österreich stets weiter an Bedeutung. Für Napoleon war es eine Macht zweiten Ranges, deren Rolle er darin sah, Russland im Osten und das Osmanische Reich im Süden in Schach zu halten, und der er mit der Schaffung der Illyrischen Provinzen sogar den Zugang zum Meer versperre. Erst nach der schweren Niederlage von 1809, der Ernennung des Rheinländers Metternich<sup>6</sup> zum Außenminister

und dessen späterem Aufstieg in die Hof- und Staatskanzlei richtete Franz seine diplomatische Linie wieder mehr nach »österreichischen Traditionen« aus, um »gewandter und angemessener auf äußere Umstände« reagieren zu können.<sup>7</sup> Dabei ging er sogar so weit, dem »Menschenfresser« von Paris die Hand seiner Tochter anzubieten und seine Truppen in den Feldzug gegen Russland zu schicken.<sup>8</sup> In Metternich fand er einen loyalen, treuen und auf respektvolle Art unabhängigen Mitarbeiter – eine Kombination, die ihm überaus zupass kam. Nun, da der Kongress nahte, erwiesen sich der Kaiser und sein Kanzler als ein starkes politisches Gespann. Beide vertraten ähnliche Meinungen und verfolgten ähnliche Ziele, ohne dass dieses oder jenes dem einen oder dem anderen zuzuordnen gewesen wäre.

Während sich Franz I. kraft seines Erbes als den größten Herrscher auf Erden betrachtete, war er im Privaten ein einfacher Mann, der sich mit großer Aufmerksamkeit und Zuwendung um seine Familie kümmerte. Nichts erfreute ihn mehr, als für einige Augenblicke dem starren Korsett des Hoflebens »à l'espagnole« zu entfliehen. Er genoss das friedfertige Leben, gab sich mit einigem Geschick handwerklichen Tätigkeiten hin – in seiner Werkstatt zimmerte er eigenhändig Vogelkäfige – oder ordnete mit großer Sorgfalt seine Bibliothek.<sup>9</sup> Auch konnte er Stunden in den Gewächshäusern zubringen, die er sich im Park von Schönbrunn, seinem Herrschaftssitz am Rande der Stadt, hatte errichten lassen.

Aus drei Ehen waren dreizehn Kinder hervorgegangen,<sup>10</sup> von denen sieben noch lebten und die er mit – allerdings seltenen – Anfällen von Zärtlichkeit, das ein oder andere Mal sogar mit einem Lächeln bedachte. Gern flanierte er ganz schmucklos mit der königlichen Familie durch den Schlossgarten, der für die Öffentlichkeit zugänglich war, und ließ sich auf ein Schwätzchen mit den anderen Spaziergängern ein. »Dieser Gutmütigkeit und Umgänglichkeit verdankte er die Bewunderung des Volkes, das sich an seinem strahlenden Wiener Dialekt erfreute.«<sup>11</sup>

Durch den Sieg von 1814 stieg seine Beliebtheit weiter. Ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte sie bei seiner Rückkehr aus Paris am 16. Juni 1814: »Die Straßen waren mit Menschen bedeckt. – Endlich verkündete fernes Vivatrufen die Annäherung des Hofes. Die gedrängten Massen bewegten sich unruhig«, schrieb die anwesende Schriftstellerin Caroline Pichler. »Unendlich war der Jubel, als jetzt der Kaiser selbst an der Seite seines Bruders, des damaligen Großherzogs von Florenz, von der Generalität umgeben, erschien. Rührend, freudenvoll und erhebend war dieser Moment durch seine eigentümliche Wichtigkeit und durch die Betrachtung dessen, was zum Glück und ruhigen Wohlbefinden der Völker geschehen war und sich für die Zukunft hoffen ließ.«<sup>12</sup>

Franz I. nutzte die Gunst der Stunde, um in der wirtschaftlich und finanziell instabilen Nachkriegszeit die nationale Einheit unter der Monarchie zu stärken. Dankbar nahm er ihm gewidmete Gedichte und Oden entgegen, freute sich über lobrednerische Artikel und gestattete ausdrücklich, dass ihm zu Ehren opulente Gemälde in Umlauf gebracht wurden.<sup>13</sup> Und er erteilte erste Anweisungen, um die österreichische Hauptstadt auf das »Fest des Friedens«<sup>14</sup> vorzubereiten.

### *Gute Wiener Geschäfte*

WIEN ZÄHLTE zur damaligen Zeit etwas mehr als 250 000 Einwohner. Kleiner als London (1 Million), Paris (630 000), Neapel (430 000) oder Moskau (300 000), war es zumindest die größte Stadt Mitteleuropas und des deutschsprachigen Raums.<sup>15</sup> Nachdem Rudolf I. (1273 – 1291) die Stadt zum Sitz der Habsburger erkoren hatte, wurde sie unter Karl VI. im 18. Jahrhundert im barocken Stil modernisiert, wobei das Stadtbild erhalten blieb. Nach Karl wurden nur noch kleinere bauliche Maßnahmen durchgeführt: der Bau einer Universität (der heutige Sitz der Akademie

der Wissenschaften), die Auflassung des Friedhofs am Stephansdom und die Fassadenreinigungen Anfang des 19. Jahrhunderts.

Architektonisch stand Wien damit im Vergleich zu den anderen europäischen Hauptstädten hinten. Es wirkte wie ein zusammenhangloser Ballungsraum, durchschnitten von zwei Donauarmen und einem Kanal, bestehend aus einem dichten Zentrum und vierunddreißig Vororten, die wie Dörfer aneinandergereiht lagen. Astolphe de Custine schilderte, wie er die Stadt bei seiner Ankunft wahrnahm: »Wien wirkt auf mich konturlos, ebenso wie seine Bewohner. Es stellt sich kein erster Eindruck ein wie in den großen Städten Italiens, hinter deren Toren sich mir eine neue Welt eröffnet [...]. Die Straßen sehen aus wie in Paris, will heißen: wie überall.«<sup>16</sup>

Überrascht zeigten sich die Besucher hingegen von der Sauberkeit der Stadt (Abfälle wurden vornehmlich in der Donau entsorgt, und die zumeist gepflasterten Straßen wurden regelmäßig gefegt und abgespritzt), der Beleuchtung (jeden Abend wurden 4000 Laternen entzündet), der Vegetation und den Parks und Gärten. Auch schien der Ort alles andere als überbevölkert, vielleicht mit Ausnahme der Innenstadt, in der sich ein vierstöckiges oder gar höheres Gebäude an das nächste reihte: »Die Steine türmen sich«, mäkelte Custine, »und die Menschen wohnen wie in eine Druckerpresse gezwängt.«<sup>17</sup> Zumindest ließ sich in Wien angenehm und gefahrlos flanieren, vorzugsweise im Prater, im Augarten oder auf den Festungsmauern, die 1683 noch die Türken von der Invasion abgehalten hatten, nicht jedoch die napoleonischen Armeen, welche 1805 und 1809 gleich zweimal siegreich in die Stadt eingezogen waren.<sup>18</sup>

Es gab in Wien zahlreiche Villen und Palais. Neben fünfundzwanzig Fürstenhäuser residierten einhundertfünfzig adelige Familien in der österreichischen Hauptstadt. Hier konnten die wichtigsten Delegationen Unterkunft finden: Für die Engländer waren zweiundzwanzig Zimmer am Minoritenplatz vorgesehen, für die Franzosen der Palais Kaunitz, die Russen würden im Palais

des Fürsten von Paar nächtigen, die Preußen in weitläufigen Appartements.<sup>19</sup> Die anderen Teilnehmer würden es sich in ihren jeweiligen Gesandtschaften, den besten Gasthöfen am Platze oder möblierten Wohnungen ebenfalls angenehm einrichten können.

Den Souveränen blieb die Sorge der Unterkunftssuche selbstredend erspart. Franz I. würde ihnen seine eigenen Gemächer in der Hofburg – auch kurz »Burg« genannt – überlassen, einem Ensemble aus miteinander verbundenen Gebäuden, das seit dem 13. Jahrhundert beständig erweitert und unter der Regentschaft Maria Theresias prunkvoll verziert worden war.<sup>20</sup> Riesige Empfangsräume erwarteten hier den Gast, und Zimmer, die mit karminrotem Damast spaliert waren. Zar Alexander würde mit seiner Gemahlin Elisabeth und Schwester Katharina die zweite Etage der Amalienburg im nördlichen Teil des Gebäudekomplexes bewohnen, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Friedrich I. von Württemberg zwei Etagen im sogenannten Schweizertrakt, Maximilian I. Joseph von Bayern und Friedrich IV. von Dänemark ein Gebäude mit Blick auf die Metternichsche Hof- und Staatskanzlei am Ballhausplatz.

Hier, in unmittelbarer Nähe des Palais, würde das Herz des Kongresses schlagen. Hier sollten die wichtigsten Treffen stattfinden, insbesondere die Sitzungen jener Kommission, die aus den Leitern der Delegationen der vier Hauptmächte bestand. Metternich ließ dafür den großen Sitzungssaal, einen in Weiß und Gold gehaltenen Raum im Rokoko-Stil,<sup>21</sup> instandsetzen und ausschmücken. Bei seinem Aufenthalt in Paris hatte er gleich auch einige Möbel bei Jacob-Desmalter in Auftrag gegeben, Goldschmiedearbeiten bei Biennais und Bronzen bei Thomire, mit anderen Worten: das Beste vom Besten.<sup>22</sup>

Den übrigen Gästen öffneten die Hauseigentümer gegen bald nahezu unerschwingliche Mietzinsen ihre Türen. Während der gesamten Dauer des Kongresses befließigte sich Wien, seinen Ruf als günstiges Pflaster zu konterkarieren. »Wir sind hier bei braven Leuten, aber die Preise sind horrend«, bemerkte Jean-Gabriel

Eynard, der Sekretär der Schweizer Delegation. Die drei möblierten Zimmer, die er bewohnte, kosteten ihn die stolze Summe von 600 Gulden im Monat, wozu weitere 200 Gulden als Miete für eine Kutsche und 200 Gulden für Lohn und Brot eines Bedienten kamen.<sup>23</sup> Eine Beschwerde aus der Feder des Korrespondenten des *Journal des débats* ließ sich so an: »Die Vermieter tun sich glücklich an den hohen Mieten, die wir zu zahlen haben.«<sup>24</sup> Im selben Artikel enthüllte der Federfuchser, dass Castlereagh für seine Gemächer am Minoritenplatz 500 Pfund Sterling im Monat zu zahlen habe und Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden 17 000 Gulden für sein Palais. Ein anderer Zeitzeuge nahm folgendes Kalkül vor: »Würde der Kongress nur vier Monate dauern, so wäre der Preis eines vermieteten Hauses allein durch die Miete vollständig eingeholt.«<sup>25</sup> Der Kongress aber dauerte nicht vier, sondern acht oder gar neun Monate, da die einzelnen Delegationen lange vor der offiziellen Eröffnung in Wien eintrafen.

Profiteure dieses Geldsegens waren auch die Wiener Bankhäuser. Arnstein u. Eskeles, Moritz von Fries, Herz & Co., den Gebrüdern Smitmer oder Geymüller & Co. waren Hunderte von Kunden von ihren ausländischen Kollegen anempfohlen worden, die sie mit offenen Armen empfingen. Angefangen bei den Delegationen, die mit prallgefüllten Taschen anreisten und ihre Währungen gegen Gebühr umtauschen mussten: 60 000 Dukaten von Friedrich VI. von Dänemark, die bei Arnstein u. Eskeles hinterlegt wurden, 20 000 Taler von Friedrich Wilhelm von Württemberg, 100 000 Rubel vom Zaren, die auf einem bei Fries eröffneten Konto landeten.<sup>26</sup> Für Friedrich Wilhelm III. und Kardinal Consalvi wurden von der preußischen bzw. römischen Staatskasse gar unbegrenzte Kredite eingerichtet. In die größten Schwärmeereien versetzte die Menschen jedoch das Budget des englischen Ministers Castlereagh, für den die Londoner Regierung offenbar phantasmagorische Summen bereitgestellt hatte: »An der Börse wird verlautbart, England habe bei Geymüller für seinen Minister einen Kredit über eine Million Pfund Sterling eingerichtet, der